

STADT

# Peine



*Friedrich  
von Bodenstedt:  
„In der Heimath“*

## Friedrich von Bodenstedt: „In der Heimath“

von Michael Utecht

Als Friedrich Martin Bodenstedt am 22. April 1819 in Peine, Am Markt 19, das Licht der Welt erblickte, deutete zunächst nichts darauf hin, dass ihm ein überaus bewegtes und teilweise abenteuerliches Leben bevorstehen sollte. Vielmehr begann alles recht beschaulich in kleinbürgerlichem Rahmen: Im damaligen Landstädtchen Peine mit seinen etwa 3000 Einwohnern wuchs Friedrich in einem von Handel und Handwerk geprägten Umfeld auf.

Die Eltern stammten aus schon lange in Peine ansässigen Familien: Sein Vater August Friedrich (\* 1783 † 26.05.1850) war Sohn des Fleischermeisters Johann Christian Bodenstedt und seiner Frau Henriette Elisabeth, geb. König. Seine Mutter Johanne Dorothee war eine geborene Düvel (\* Okt. 1787 † 10.12.1872), Tochter des Müllers Friedrich Gabriel Düvel und dessen Frau Anna Katharina Dorothee, geb. Müller. Düvel betrieb die Hollandsmühle, die er 1773 von der fürstlichen Hofkammer übernommen hatte.

Friedrich Bodenstedt selbst hat sich mit schriftlichen Äußerungen über seine Familie eher zurückgehalten. In seinen „Erinnerungen“ (Band I, 1888) gibt er immerhin einige Einblicke in das elterliche Zuhause, ohne jedoch über seine Geschwister ein Wort zu verlieren: Weder über seine zwei Schwestern, noch seinen jüngeren Bruder August Friedrich Eduard (\* 05.06.1822). Eine der beiden Schwestern kam 1876 bei einem Unfall auf dem Bahnhof in Lehrte ums Leben, wo sie unter einen Zug geriet. Bruder Eduard verdiente in Peine als Färber seinen Lebensunterhalt. Aus Unterlagen des Stadtarchivs geht außerdem hervor, dass er wie sein älterer Bruder Friedrich keinen Militärdienst leisten musste. Grund: Starke Kurzsichtigkeit – in der Familie scheinbar kein Einzelfall. Friedrich war, wie es explizit heißt, „wegen constatierter erblicher Kurzsichtigkeit zum aktiven Dienste für untüchtig anzusehen“ und Eduard wurde gleichfalls ausgemustert mit der Randbemerkung: „Sehr kurzsichtig und platte Füße.“

Handwerkliche Tradition hatte offenbar schon das familiäre Leben früherer Bodenstedt-Generationen geprägt. Sie wurde von Bodenstedts Vater August Friedrich fortgeführt, der als Gastwirt und Brauer seinen Lebensunterhalt verdiente und der von den bereits früh zu Tage tretenden Dichtkünsten seines Sohnes gar nichts hielt. Dagegen bekam Friedrich von seiner Mutter „die ersten poetischen Anregungen, denen ich mich entsinnen kann“, indem sie ihm alte Lieder „in traulichen Dämmerstunden vorsang“.



Das Geburtshaus des Peiner Dichters, Am Markt 19, um 1900

Dadurch animiert, versuchte er „unwillkürlich oft selbst solche Lieder hervorzubringen, aber es wollte mir nicht gelingen.“ In dieser Hinsicht bewunderte er seine mit im Haus wohnende Großmutter, die eine musisch-poetische Begabung an den Tag legte. Sie war „eine schlichte, sinnige Frau, die immer geschäftig noch in ihren alten Tagen alle ihr denkwürdig erscheinenden Erlebnisse mit Leichtigkeit in Verse brachte.“ Dazu beherrschte sie die Kunst des Scherenschnittes und fertigte „allerliebste Bildchen aus Papier“.

Künstlerische Begabung war auch Friedrich in die Wiege gelegt. Leicht konnte er sich in die Wunder der Welt versenken: „Der Zauber der Natur wirkte mächtig auf mich, zu mächtig, denn ich verlor mich oft darin, alles Andere darüber vergessend.“ Im Garten am Haus war „jedem von uns Kindern ein umgrenztes Stückchen Landes angewiesen, das wir selbst bearbeiten, besäen, bepflanzen und in Ordnung halten mußten.“ Das betrieb Friedrich „mit großem Eifer“ und war schier überwältigt, als er zum ersten Mal seinen Namen „nach eigener Zeichnung, in Kresse aus der schwarzen Erde hell emporgrünen sah.“ Als er den „vierschrötigen Hausknecht Heinrich“ darauf aufmerksam machte, um seine Begeisterung zu teilen, wurde er herb enttäuscht. Der bodenständige Knecht hatte keinen Sinn für Friedrichs Verzückerung, sondern gab anschließend in der Gesindestube zum Besten, wie dumm jener sei, „sich darüber zu wundern, wenn Kressesamen aufgehe.“ Ein einschneidendes Erlebnis! Da er in seinem Umfeld kein Verständnis für

seine Empfindungen fand, versuchte er fortan „es gar nicht laut werden zu lassen, wie schwer mir das bei meiner mittheilsamen Natur auch wurde.“

Sein Vater hatte zwar „ein vortreffliches Herz“ und tat viel „für verschämte Arme und Nothleidende“, in der Familie vermied er jedoch jegliche Freundlichkeit und liebevolle Zuwendung – für Friedrich, der „von Kindesbeinen auf eine sehr liebebedürftige Natur war“, nur schwer zu verkraften. So hielt er sich vor allem an seine Mutter und „deren ebenso trefflicher Schwester, welche bis zu ihrer Verheirathung in unserem Hause wohnte und nach allen Seiten den besten Einfluß übte.“ Sein Vater blieb davon anscheinend unberührt. Er tat alles, um einen ganzen Kerl aus dem ihm allzu weichlich erscheinenden Stammhalter zu machen. Davon konnte ihn auch die mitfühlende Mutter nicht abbringen, die „nicht einverstanden [war] mit seiner gewaltsamen Art, auf mein Gemüth zu wirken.“

„Ein so urwüchsig eigenartiger Mann wie mein Vater war, ist mir nie wieder vorgekommen“, schreibt Friedrich später rückblickend. „Er steht vor mir in der Erinnerung in kräftiger, mäßig hoher Gestalt mit energischem ausdrucksvollem Gesicht, in dessen vielfach durchfurchten Zügen der ganze Ernst des Lebens lag. [...] Es kam nie ein unnützes Wort aus seinem Munde. In städtischen wie in privaten Angelegenheiten wurde oft sein Rat eingeholt, und er war ein guter Ratgeber.“

Klar und direkt waren auch seine Erziehungsmethoden. Schon früh hatte er seinen Sohn unter Mitwirkung der nahen Fuhse „ans kalte Baden gewöhnt, wogegen sich meine empfindliche Haut anfangs sehr sträubte.“ Er „machte nicht viel Umstände mit mir, und wenn ich zähneklappernd zögerte, ins Wasser zu springen, so warf er mich hinein wie eine junge Katze.“ Für weitere Abhärtungsmaßnahmen nutzte sein Vater gern die kalte Jahreszeit: „Er selbst setzte sich noch in späteren Jahren leichtbekleidet jeder Unbill des Wetters aus und glaubte, was er ertragen könne, müsse auch ich ertragen können.“ So musste Friedrich im kältesten Winter „im einfachen Flausröckchen weite Wege wandern, um mit aufgesprungenen Händen und Füßen zurückzukehren. Die Frostbeulen wurden dann sorgfältig mit Schnee eingerieben, aber ich merkte keine Besserung davon.“

Überhaupt konnte er sich daheim „in dem überall von Zugluft durchwehten finstern Hause nicht wohl fühlen.“ Manche der zum Teil verließähnlichen Räume in dem verwinkelten Gebäude, in dem es auch einen alten „Rittersaal“ gab, waren „bei Tag so finster wie bei Nacht“.

Kein Wunder, dass unter den Mägden und Knechten Spukgeschichten kursierten, die Friedrichs *„kindliche Phantasie lebhaft bewegten!“* Sein Vater beschloss daher, ihn *„gründlich zu kurieren“*. Und da Friedrich mehr Furcht vor seinem Vater hatte als vor allem Anders, machte er sich *„mit zitterndem Herzen“* auf den Weg, *„wenn er mich in der Dunkelheit mit einer kleinen Laterne die drei Treppen hinaufschickte in den alten Saal.“* Dass sein Vater ihn anschließend über die natürlichen Ursachen der unheimlichen Geräusche und Gestalten aufklärte, half leider nicht: *„die Geister wirkten mächtiger auf mich als die Erklärung.“*

Erfreulichere Wege der Fantasie konnte Friedrich beschreiten, als sein Vater ihm 1826 *„zu Weihnachten ein Puppentheater schenkte, für welches ich nun mit großem Behagen kleine Stücke schrieb, deren Inhalt und Aufführung selbst meinen Vater oft in gute Laune versetzte. Diese dramatischen Anfänge [...] führten im Sommer zu anderen Aufführungen unter freiem Himmel.“* Gipfelpunkt war ein Szenario aus der Zeit der Kreuzzüge: *„Die Eroberung von Jerusalem.“* Zur realitätsnahen Ausgestaltung des Stückes kam es gerade recht, dass auf dem Marktplatz die Steine für den Neubau des eben abgebrochenen alten Rathauses lagerten. Daraus entstanden nun auf dem *„sehr geräumigen Hofe unseres würdigen Nachbars, des Senators Ebeling“* die *„Mauern von Jerusalem“*. Doch dem stattlichen Bauwerk war nur eine kurze Existenz beschieden: Die heimlich beiseite geschafften Steine mussten wieder auf den Marktplatz zurückgeschleppt werden. Das verleidete ihm die Lust an neuen Aufführungen und er verlegte sich *„mit ganzem Eifer“* auf die *„Malerkunst“*. Ein *„Kunstgebiet, welches mich bald so fesselte, daß ich ihm gern mein ganzes Leben gewidmet hätte.“* Er durfte sogar Unterricht nehmen, zeitweise auch in der Ölmalerei, die ihm besonders lag. Aber die Freude währte nur kurz, *„da mein Vater fürchtete, daß meine Sprachstudien [...] zu sehr darunter litten.“*

Bis zum achten Lebensjahr hatte Friedrich die Stadtschule besucht *„und immer gute Zeugnisse heimgebracht.“* Jetzt hielt sein Vater es für angebracht, *„mit den alten Sprachen zu beginnen“*, die dort nicht gelehrt wurden. Gemeinsam *„mit gleichgesinnten Familienvätern“* wurde auf eigene Kosten *„ein frisch von der Universität gekommener Kandidat gewonnen.“* Als Pädagoge war er jedoch untauglich und Friedrich konnte weder ihm noch dem Unterricht etwas abgewinnen. Ein eher belangloser Vorfall verstärkte die Abneigung: Als zufällig ein Blatt mit einem selbstverfassten Gedicht in die Hände des Lehrers fiel, suchte jener sofort seinen Vater auf, um ihn vor den unheilvollen Folgen der Dichtkunst zu warnen: Ein *„Fortwandeln auf dem poetischen Pfade“*

könne nur *„ins Irrenhaus oder zum Selbstmorde führen“*. Friedrichs hochgradig beeindruckter Vater warnte nun seinen Sprössling eindringlich davor, einen Weg in stetige Existenznot einzuschlagen. Noch nie habe in Deutschland *„ein wirklicher Dichter von dem Ertrage seiner Gedichte [...] leben können.“* Er solle sich *„alle Gedanken der Art aus dem Kopfe schlagen. [...] Ich mußte meinem Vater versprechen, alles aufzubieten, um meine poetischen Anwandlungen zu unterdrücken, und ich hielt Wort.“* Zumindest zeitweise – auf Dauer konnte er seine *„poetischen Anwandlungen“* aber nicht zügeln.

Unter den wechselnden Privatlehrern erwies sich immerhin der idealistisch engagierte Pfarramtskandidat Friedrich Henseling als Glücksfall: *„Man lernte bei ihm in einem Jahre mehr als bei anderen Lehrern in drei Jahren. [...] Einen besseren Führer als unsern Lehrer konnte man sich nicht wünschen.“*

Ein erster Lebensabschnitt begann mit der schweren Erkrankung seines Vaters. So reichen die Erinnerungen des Dichters an seine Kindheit in Peine nur bis zum dreizehnten Lebensjahr, *„wo der Ernst des Lebens in einer Weise an mich herantrat, die mein Gemüth lange verdüsterte.“* Sein Vater musste sich, *„um überhaupt fortleben zu können, in Braunschweig einer gefährlichen Operation unterwerfen.“* Da ein längerer Aufenthalt nötig war, begleitete ihn Friedrich, um ihn zu pflegen und *„da er mich gern um sich hatte und ich seine Eigenheiten am besten kannte.“*

Braunschweig wurde zum Sprungbrett für seine Reisen in den fernen Osten, doch zunächst absolvierte er dort auf Wunsch seines Vaters eine Kaufmannslehre. Gleichzeitig betrieb er autodidaktisch sprachliche Studien: Bereits als 16-jähriger übersetzte er Shakespeares Macbeth. Durch Kontakte zu einer Braunschweiger Familie, die Verbindungen nach Russland hatte, *„spann sich ein Faden nach dem anderen“* und im Herbst 1837 war es soweit: Friedrich Bodenstedt brach auf nach Russland, zu neuen Ufern.

Quellen:

Stadearchiv Peine, RF 275, Nr. 44.;  
Bodenstedt, F.: Erinnerungen aus meinem Leben. 2. Aufl., Berlin 1888;  
H. u. K. Wiedenroth: Häuserchronik der Stadt Peine.

**Stadt Peine** | Stadearchiv | Windmühlenwall 26 | 31224 Peine  
Telefon: 05171/49-538 | Fax: 05171/49-390  
Internet: [www.peine.de](http://www.peine.de) | eMail: [stadearchiv@stadt-peine.de](mailto:stadearchiv@stadt-peine.de)